

Der Lieutenant hobte. — Eine frühe Dämmerung leuchtete sich nieder auf die zerstörten Gebäude. Es war, als schälte der Himmel sein Auge über der Noth der Welt und den Greueln des Krieges. Dichte, schwarze Wolkentümpfen eilten am Horizont hin, gleich als hätten sie einem fernen Vaterlande die unheilvolle Kunde von dem frühen Tode einer Anzahl seiner besten Söhne zuzutragen. — Den ganzen Tag über war heiß gekämpft worden, der Donner der Geschütze hatte die Luft erschüttert, und noch fliegen aus verbrannten Dörfern Rauchwolken empor.

Aber es war jetzt still rings umher, unheimlich still. Die weißen Kreuze des Kirchhofs starrten gen Himmel, und zwischen alten Grabwällen lagen frische Leiden — ein ganzer Zug fröhlicher Jäger, deren erstarrete Hände noch immer die Büchsen umklammerten, aus deren weißen Lippen aber kein flüsterndes „Hurrah!“ mehr ertönte. Sie hatten sich zu weit von ihrem Bataillon entfernt und waren abgetrennt worden; sie hatten gekämpft wie Löwen, aber die Wogen der Uebermacht waren über ihnen zusammengeschlagen und über sie hinweggerauscht. Was hatten sie auch hier zu suchen gehabt? — Es lag nicht im Sinne der erteilten Befehle, sich im Vollauf des Clair-der-rienkes der Vermischung anzugeben. Der Lieutenant hatte es so gewollt. Er war immer rüchloslos in Verfolgung seiner Ziele gewesen, und in seinem schmachtigen Körper siederte ein maßloser Ehrgeiz. Freiwillige hatten sich ihm angeschlossen, und er hatte sie in den Tod geführt.

In ihrer stillen Mitte ruhte er nun schwer verwundet, geschunden, gebrochen, das Haupt auf einen Leistenstein gebettet. Aber das Streben, das ihn erfüllte und das die meisten für einen starken Willen hielten, war noch nicht ganz erloschen; noch glimmte ein Funke davon in seinem halbgeschlossenen grauen Auge, und seine Lippen bewegten sich.

„Alles tot?“ höhnte er. „Nein! — Ich lebe!“ rief eine laute Stimme, und unter einem Anlauf von Leiden wühlte ein Arm sich hervor und greift nach dem Haupt, das erst langsam und allmählich aus einer schweren Verbändung zu erwaschen scheint. Das Gesicht ist auffallend schön, aber die fast beständig zusammengezogenen Brauen werfen einen Schatten darauf.

Jetzt hat der Erwachte sich vollends überzeugt, daß er heil geblieben; er springt von der Erde auf und streckt die Arme in die Luft hinaus. Der Lieutenant blüht auf die kräftige Gestalt, die in blonder Wäbde vor ihm steht, und es war, als ob plötzlich sein blaßes Gesicht noch um einen Ton blässer würde.

Der aus den Reihen der Toten Aufgestandene ist sein Freund, sein Zofeind — er weiß es wohl. Heiß und süß ist die Liebe der Jugend, schwärmerisch ihre kurze Freundschaft, aber heiß und bitter ist auch ihr Haß. Der Lieutenant und der Einjährige-Freiwillige Thure haben sie sich schon, mit jenem inhihltenden leidenschaftlichen Haß, mit dem tiefe Lebensverschiedenheiten sich gegenseitig ablehnen und verneinen. Der Lieutenant ganz Strammheit, Disziplin, Prosa, der Einjährige ganz Bantastie, Zerfahrenheit. Engbergige Lehrer nannten ihn einen Taugenichts, und seine eigene Mutter wollte nicht an seine Zukunft glauben.

Der Lieutenant hatte beschlossen, ihn zu bestrafen, und vom ersten Tage an, da Thure in die Armee eintrat, unternahm der Offizier einen nimmer ruhenden Kampf gegen seine Unbotmäßigkeit. Gehört er doch zu denen, die da glauben, die militärische Erziehung könne allen Verirrungen des Körpers, des Geistes und des Charakters abhelfen!

Allein zum ersten Male sah er sich einem Wesen gegenüber, bei dem keine bewährtesten Mittel nicht verfangen. Er mochte ruhig sein und eifrig kalt, streng consequent und unerbittlich gerecht; er mochte wüthen, so viel er wollte, ihn mit Strafen aller Art quälen und des letzten Restes von Freiheit berauben — Thure fuhr fort, sich aufzuheben und zu protestiren, sei es auch schließlich nur durch den lächerlichen Blick seines Auges, durch eine gewisse Ueberlegenheit seiner Haltung, durch ein ganz blaßes, fast unsahbares Lächeln, das um seine Lippen spielte, wenn der kleine Lieutenant sabeltraffend an ihm vorbeifolgte.

Thure war natürlich sehr weit davon entfernt, die gute Absicht anzuerkennen, die dem Verhalten seines Instruktors zu Grunde lag; er schalt ihn in den Gesprächen mit den Kameraden einen Pedanten, einen „Jopi“, und nannte die Behandlung, die ihm widerfuhr, eine unerbittliche, hundertwüthige und hundemüthige. In der That gab es bald keine Demüthigung mehr, die ihm erpart blieb, und der Lieutenant war ein Meister darin, sie immer gerade dann und dort zuzufügen, wenn und wo sie am empfindlichsten war.

Im Kasernenhofe schien Thure freier kaum mehr etwas zu fühlen, sein Ehrgefühl schien stumpf geworden zu sein; er ertrug Alles mit der gleichen, unzugänglichen Miene und hielt sich dadurch schadlos, daß er im Kreise sei-

# Der Sonntagsgast.

ner Kameraden seinem Unmuth über den verhassten Vorgesetzten in den unverständigen Ausdrücken Luft machte. Aber der Lieutenant wußte ihn auch außerhalb des Kasernenhofes zu treffen, und leider traten zuletzt auch noch Verlegungen intimer Natur hinzu und vergifteten das frische Verhältniß noch mehr.

Es hieß, daß der Lieutenant und der Einjährige für ein und dasselbe Mädchen schwärmten, für die kleine Fifi Bras, die sehr hübsch und munter war und nur den einen Fehler hatte, daß sie gern über Alles lachte und die Widerspenstigkeit und Schwärmerei des großen schönen Einjährigen ebenso komisch fand, wie die Strenge und den Jörn des häßlichen kleinen Lieutenants.

Niemand konnte es angenehm sein, eines schönen Abends wegen einer angeblichen Insubordination im Angelegen des Gegenstandes seiner schwärmerischen Verehrung angehalten zu werden; aber Thure nahm diese peinliche Scene besonders tragisch, und seitdem konnte sein Haß keine Grenzen mehr. Hundert wahnwitzige Nachgedanken wogten durch seine Brust, und er verzehrte sich förmlich in ohnmächtiger Wuth. Seinen Feind tödt und vernichtet vor sich im Staube zu sehen war ihm die liebste Vorstellung und er trug sich mit dem Gedanken an unendliche Duelle und unwahrscheinliche Schicksalswendungen.

Jetzt war das Unwahrscheinliche zur Wirklichkeit geworden; der ersehnte Augenblick war plötzlich eingetreten: der Lieutenant lag blutig, geschunden und gebrochen zu seinen Füßen; das Schwert hatte ihn in seine Hand geschlagen, und ohne Zeugen, er konnte ihm zuflügen, was immer die Leidenschaft ihm einflüsterte, die Stunde der Rache hatte geschlagen!

Der Lieutenant höhnte. „Wir sind schlecht ausgekommen bisher,“ sagte er mit einer höflichen Verzerrung seines Gesichtes. „Sie waren ein schlechter Soldat im Frieden, aber jetzt heute halte ich Sie für einen anständigen Kerl: Sie werden mich nicht lange leiden lassen.“

Thures Herz hing an lauter zu pochen, seine fragenden Blicke starrten auf den Lebenden hinab, der sich vor Schmerz die Zähne in die Lippen bohrte. „Was wollen Sie von mir?“ fragte er tonlos.

Der Lieutenant deutete auf das Herz. „Zielen Sie gut,“ sagte er. „Mein Revolver ist noch geladen.“ Dann schloß er die Augen.

Er verlangte den Tod, der seine hoffnungslosen Leiden abtöten sollte, er verlangte den Tod von der Hand seines Feindes!

Thure ließ es kalt durch den Leib. „Das kann ich nicht,“ entgegnete er. „Warum nicht?“ fragte der Lieutenant barsch.

Thure schwieg. Wenn man ihn hier traute und neben ihm den todtten Lieutenant mit einem Kolbenschlag über der Stirn und einer Kugel mitten durch das Herz — mühten nicht Alle ihn des feigen, heimtückischen Mordmordes an einem Vorgesetzten zeihen — ihn, der ihm so oft in den Augenblicken des übersäuerten Zornes mit halben Worten und bedeutungsvollen Gebarden den Untergang angelündigt und noch kurz vor dem Ausmarsch gedroht hatte, daß er ihn bei der ersten besten Gelegenheit niederstrecken werde?

Aber es waren nicht diese Besorgnisse allein, die es ihm unmöglich erschienen ließen, dem Anfinnen des Lieutenants zu willfahren, ein Widerstreben seiner inneren Natur hielt ihn ab.

Der Lieutenant hatte die Augen wieder geöffnet, und in dem scheinbaren Blick mit dem er den Tod erbat und zugleich davor zurückschrak, lag etwas ungemein Schreckliches. Thure wandte sich unwillkürlich ab. Eine laute Selbstanklage pochte an die Pforten seines Bewußtseins: er hatte geschloht und gehaßt, er hatte mit seinen wilden Wünschen die Wege dessen betreten, von dem da geschrieben steht: „Sein ist die Rache!“ — Nun lehrte der verbrecherische Gedanke die Spitze gegen ihn selbst, „Ich kann nicht,“ sagte er, „ich kann nicht.“

„Ich befehle es Ihnen!“ drängte der Lieutenant, dessen Qualen von Minute zu Minute wuchsen. „So etwas können Sie nicht befehlen,“ fuhr Thure auf. „Das bin ich nicht zu thun schuldig.“

„Wollen Sie mich lehren, was ich befehlen kann, und was nicht? ... Das ist so Ihre Art. ... Nichts als Raionniren, und Widerspenstigkeit! ... Und weil ich Ihren steten Widerstand zu brechen suchte, wollen Sie sich jetzt an mir rächen und sich an meinen Schmerzen weiden. O hü!“

er einen schwer Verwundeten vor sich habe, der im Wundfleischer sprach. „Sie regen sich zu viel auf,“ sagte er begütigend, indem er niederkniete und dem Lieutenant das Blut von der Stirn wusch.

„Ich werde hier verschmachten müssen, oder von den Wölfen aufgefressen werden, denn es giebt noch Wölfe in dieser Gegend Frankreichs.“

Ein Anflug von Lächeln huschte über Thures Gesicht hin. „Ich werde Sie nicht verlassen,“ sagte er fest. „Wollen Sie einen Schluck Wein?“

Der Lieutenant legte die Felsflasche an die Lippen und sog den Inhalt mit gierigen Zügen ein. Dann dankte er mit einem kaum sichtbaren Neigen des Kopfes.

Beide verstumten eine Zeit lang. Man hörte nur noch das Rauschen der Blätter im Abendwind und die schnellen tiefen Athembzüge des schwer Verwundeten. Thure überlegte, was zu thun sei. Er hatte nie bei einem Sterbenden gestanden, und die Heerlichkeit des Augenblicks machte ihn seltsam besonnen. „Niemand hier,“ rief er laut, wie um sich selbst von den bemühenden Eindringen zu befreien. — Alles todtentill! Doch nein! Jetzt wurde deutlich in der Ferne wieder Schiffe vernommen.

„Franzosen!“ flüsterte der Lieutenant mit geschlossenen Augen. Thure nahm sein Gewehr auf und blickte finstler um sich. Das Geräusch kam näher, man hörte etwas wie Commandorufe.

„Geben Sie,“ befahl der Lieutenant, der wieder zum vollen Bewußtsein gekommen war. „Geben Sie, sonst werden Sie gefangen genommen, und dann ist Ihr halber Ruhm dahin!“

„Ich bleibe bei Ihnen,“ entgegnete der Einjährige. Die Stimme des Lieutenants sank wieder zu einem heiseren Geflüster herab. „Wissen Sie, wie die Franzosen ihre Gefangenen behandeln?“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ Mit diesen drängenden Worten stand in einem auffälligen Widerspruch die trampfahne Festigkeit mit welcher der Lieutenant Thures Handgelenk umspannte und zurückhielt.

„Ich bleibe bei Ihnen!“ wiederholte der Einjährige-Freiwillige. „Nein, geben Sie! Geben Sie so gleich! ... Ich will kein Opfer von Ihnen, ich kann leins von Ihnen annehmen!“ — Nun packte ihn ein heftiger Schüttelfrost und seine Zähne schlugen aufeinander. Endlich wurde er wieder etwas ruhiger, schloß die Augen und sprach wie im Traum weiter: „Ich weiß nicht, ob ich immer ganz gerecht gegen ihn war, ganz gerecht: ob ich mich niemals zu weit hinreißen ließ aus Gründen, die nichts mit dem Dienst zu thun hatten. Jenes verteuerte Mädchengebild ... Nein, ich will kein Opfer von ihm, ich brauche kein Opfer von ihm. ... O, Gott!“

Ein Blutsturm ergoß sich über seine Rippen und er wurde blaß wie eine Leiche.

Der Schall der regelmäßigen Schritte ankündender Truppen kam näher und näher. „Jetzt kommen sie,“ sagte der Lieutenant kaum hörbar.

„Lassen Sie sie kommen!“ rief der Einjährige wegwerfend. „So lange ich lebe, soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden.“

Der Lieutenant blickte zu dem Einjährigen auf und in seinen Augen strahlte ein ungewohnter Glanz, etwas, wie Bewunderung und Dankbarkeit.

Aber Thure sah nichts davon. Wie immer hatte ihn die Gefahr tollkühn und unternehmend gemacht. Er war aufgesprungen und auf einigen lockeren Steinen an der Kirchhofmauer emporgeklettert. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, das waren ja deutliche Truppen! — Aber in sein Gesicht trat nicht der Ausdruck freudiger Ueberzeugung; ja er schien über seine Entdeckung förmlich zu erschrecken. Was wird der Lieutenant nun wieder alles gegen ihn vorbringen? Welcher unmöglichen Subordinationswidrigkeiten wird er ihn in seinem tranten Gedanken gange zeihen? Ungehoram vor dem Feind? Bei den überpannten Vorstellungen des Lieutenants von absoluter Disziplin schien ja alles möglich!

Wenn man sich still verhielte, wenn man die Abtheilung an sich vorbeiziehen ließe? Doch hü! — Welch schändere Gedanke! — „Hurrah!“ — rief er mit freudiger Stimme.

Er handelte — so glaubte er — wider seinen persönlichen Vortheil, aber er erfüllte eine Pflicht, und das Bewußtsein dessen gab seiner Haltung eine Festigkeit und Würde, die jeden Verdacht von ihm fern hielten. Die ankündende Compagnie trat durch das schwarze Gitterthor in den Kirchhof.

Der Lieutenant hatte versucht, das

Hurrah Thures nachzurufen, aber es war nur wie ein leiser Hauch über seine Lippen gedrungen. Mit ungeduldiger Gebärde winkte er den Hauptmann zu sich heran.

Thures Gesicht verfeinerte sich. Jetzt also wurde die legie, schwerste Anklage gegen ihn erhoben, jetzt wurde er als der Widerspenstige der Widerspenstigen denunziert!

Der Lieutenant hatte sich mit übermenschlicher Anstrengung noch einmal aufgerichtet. Er öffnete den Mund, aber die Sprache versagte ihm. Doch seine weißen Hände irren zitternd und haßig über seine Brust hin, er reißt sich mit einer letzten Kraftanstrengung das Eisenkreuz ab und hält es nach Thure.

Was sein Mund nicht mehr vermochte, sagte der bittende Blick, den er auf den Hauptmann richtete, sagte das geisterhafte letzte Widen seines Hauptes, das dann zum ewigen Schlummer nieder sank.

Und der Hauptmann verstand sehr wohl diese stumme Gebetsrede. „Nun, wenn er Sie vorschlägt, müssen Sie es doppelt verdient haben,“ meinte er, zu Thure gemeldet.

Thure wollte protestiren, er wollte sagen, daß ihm der Sinn nicht nach solchen Anerkennungen stehe; aber auch ihm versagte die Stimme; ein schwerer Druck liegt auf seiner Brust und ein unbekanntes Etwas schnürt ihm die Kehle zu. Das Gefühl der Schuld, die Erinnerung an die begangenen bösen Gedanken ist in dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht untergegangen; der alte Haß hat sich aufgelöst in einen neuen Schmerz. ...

Sie hatten einen Mantel über die Leiche des Lieutenants gespreitet und bestreut. Der Wind erhob sich kälter, die Dämmerung ward tiefer; am Himmel ging der Abendstern auf und sandte einen Strahl des Friedens herüber auf die freitende Welt.

Der fluge Spahi. Eine türkische Humoreske von Abd. v. Hirsch.

Sultan Murad IV., Bruder Osman's I. und Sohn des Sultans Achmed I., war ein wahrer orientalischer Despot. Er ging oft, als ein einfacher Bürger verkleidet, in seiner großen weitgedehnten Hauptstadt herum. Er wollte eben beobachten, ob auch die Polizei ihre Pflicht thue, oder sehen, ob er selbst Leute finden könne, die dreißig genug wären, seine Gebote zu übertreten. Mit unachtsamer Strenge führte dieser Sultan einen hartnäckigen Krieg gegen alle Tabakraucher, Kaffeetrinker und Opiumraucher. Daß er gegen die Opiumraucher strenge Verbote gab, war wohl das einzige Gerechte seiner kurzen Regierung, aber den guten Menschen ihren sehr beliebigen Kaffe und ihr für geradezu unentbehrlich gehaltenes Tabakrauchen zu verbieten — dies erschien allgemein als zu grausam.

Bei einer solchen Gelegenheit begegnete ihm ein sonderbares Abenteuer. Ein Fuhrer er nämlich, als einfacher Lärker verkleidet, in einem kleinen Kait (hondelartigen Boote) nach Stutari hinüber. Dort schloß er um die Karawan-Serais herum, wo Fremde aus dem Innern des Reichs einzufahren pflegten. Da er dort seinen einzigen Gefährten erbeute, nahm er, auf der Rückfahrt nach Stambul, in einem der großen Passagierboote Platz. Zu damaliger Zeit gab es noch keine Dampfboote.

Er legte sich neben einen Spahi, das ist ein Soldat von der unregelmäßigen Kavallerie, welcher seinen rüchändigen Sold in der Hauptstadt fordern wollte. Während der Ueberfahrt zog der Soldat eine kurze Pfeife herbor, zündete diese an und begann ganz dreißig zu rauchen.

Der Sultan, welcher wohl wußte, daß der arme Bürsche in seiner Gewalt war, beschloß zunächst auf Kosten des Verbrechers sich Luft zu machen. Er trat näher an die Seite des Rauchers. „Jaldak! Kamerad!“ flüsterete er ihm in's Ohr, „heim Haupte des Propheten, Du scheinst ein tüchtiger Mann zu sein! Hast Du nicht von den Verbotten des Sultans gehört? Siehe wie sind hier schon in Angesichte des kaiserlichen Palastes. Nimm Deinen Kopf in Acht, Kuzim (mein Vamm)!“

„Damm (meine Seele),“ entgegnete der Spahi, „wenn der Sultan unterläßt seine Soldaten zu befehlen oder sie mit genügenden Nahrungsmitteln zu versehen, so müssen sie sich nothwendig auf andere Weise entschlagen. Der Prophet hat gesagt, wenn man Jemanden Hungers sterben läßt, so sei dies nicht besser als Menschenmord. Verhungere man aber durch seine eigene Schuld, so sei dies Selbstmord, was noch schlimmer ist. Mein Tabak ist gut. Es ist Kajastrub! Er sieht Dir zu Diensten!“

den elektrischen Strom, der die mächtigsten Thiere zu lähmen vermag, zu unterbrechen und dadurch den armen Telegraphen fortwährend Aergerniß zu bereiten. Und dennoch ist die Thatfache nicht aus der Welt zu schaffen. Unlängst berichtete man aus Japan, daß es dort bisweilen nicht möglich sei, den elektrischen Verkehr zur Beförderung von Depeschen zu benutzen, sobald die Spinne den Draht in den Bereich ihrer industriellen Thätigkeit gezogen habe. Diese industriellen Thiere benutzen zur Befestigung ihrer zarten Gewebe nicht nur die Nester der Bäume und Sträucher, sondern sie verwenden auch die verhältnißmäßig niedrigen Telegraphenmasten und Drähte, die Masten und den Erdboden als Stützpunkte, so daß die Netze, wenn sie vom fallenden Thau befeuchtet worden sind, als vortheilhafte Leiter dienen, indem sie den elektrischen Strom der Erde zuführen und dadurch die Linien außer Dienst setzen. Wohl hat man in Japan bald nach Entdeckung dieses eigenthümlichen Hindernisses des allgemeinen Verkehrs auch daran gedacht, den kleinen achtbeinigen Widerlächer durch das geeignete Mittel von seiner Lieblingsneigung abzubringen. Mit Bambusbesen bewaffnete Arbeiter wurden ausgesandt, die Telegraphendrähte und Bäume von den lästigen Geweben zu befreien. Doch die kleinen Arbeiterinnen zeigten sich weit thätiger in der Reparatur ihrer Netze als die Bienen im Zerkeln ihrer Waben. Und so mußten die Japaner erfahren, daß es leichter ist, China zu besiegen, als diese meist verachteten winzigen Thierechen.

Denen und Schläfeln. Als der dänische Dichter Holberg im Jahre 1747 geendet wurde, erschien er zur Auktion bei Hofe in der damals üblichen Hoftracht den Galantriegen an der Seite. Der dienstthuende Kammerherr Graf Sörensen der ihn in das Audienzzimmer führte hat sich in der Geschichte nicht ausgezeichnet, wohl aber in seinem Privatleben, denn er hatte nicht weniger als vier Frauen gehabt und war damals gerade im Begriff, die fünfte zu heiraten. Außerdem gehörte er zu der strengen Adelspartei, welche nur hohe Militärs und Beamte, nicht aber Männer der Litteratur oder Kunst geachtet wissen wollte. Gern hätte er daher Holberg vor den übrigen Anwesenden in Audienzimmer bloßgestellt, und malitios lächelnd wandte er sich an ihn mit der Frage:

„Weshalb tragen Sie denn eigentlich einen Degen Herr Professor? — Stechen Sie jemals etwas anderes als Säbren?“

„Ich gebe Ihnen gern zu, Herr Graf,“ erwiderte Holberg, „daß der Degen ein unnützes Anhängel für mich ist. Aber ich tröste mich damit, daß es Ihnen ganz ähnlich geht, Herr Graf.“

„Nur? Weshalb?“

„Nun, Sie tragen als Abzeichen Ihrer Kammerherrenwürde einen goldenen Schläffel. Wozu nur? Schließen Sie je etwas anderes als Ehen, Herr Graf?“

Der Kammerherr zog sich küßschweigend zurück.

Professor und Stiefelpuher. Der Professor Madde an der Universität zu Göttingen, einer der bedeutendsten englischen Gelehrten, gehörte zu den auffallendsten Erscheinungen dieser Stadt. Er war ein würdiger alter Herr, mit glattrasiertem Gesicht und langem Haar, das ihm in Locken tief über die Schultern herabfiel.

Eines Tages fragte ihn ein sehr schamhafter kleiner Stiefelpuher, ob er ihm die Stiefel puhen sollte.

Dem Professor fiel das intelligente Gesicht des Jungen auf, und er sagte: „Nein, ich danke, mein Junge; aber wenn du dort an den Brunnen gehst und dir das Gesicht wäscht, so werde ich dir einen Scepter schenken.“

„Schön, Herr,“ erwiderte der Junge, ging an den Brunnen und wusch sich am dann zu dem Professor zurückzutreten.

„Das hast du gut gemacht, mein Junge!“ meinte der Professor. „Du hast dir dein Geld redlich verdient; hier ist es.“

„Ich brauche Ihr Geld nicht,“ entgegnete der kleine Stiefelpuher mit halber Miene. „Behalten Sie es, und lassen Sie sich dafür lieber die Haare schneiden.“

„Rechte Rose“. Vor Kurzem ist in Mount Vernon bei New York eine Frau Amelia Kohler im Alter von 92 Jahren gestorben, die einst dem irischen Dichter Thomas Moore, den Bedanten zu seinem Gedichte „The Last Rose of Summer“ eingab. Sie war als junges Mädchen in einer Schule auf der Insel Wight, die von der Schwester Moores geleitet wurde. Moore, der seine Schwester öfter besuchte, sah eines Nachmittags im Garten, als Amelia mit einer eben geernteten Rose herankam und ausrief: „Sieh, ist das nicht schön? Das ist die letzte Rose des Sommers.“ Die letzte Rose des Sommers,“ murmelte der Dichter vor sich hin, „was für ein reizender Gedanke!“ Diesen Gedanken führte er dann in dem bekannten Gedichte aus.

Zweideutiges Kompliment. Fräulein: „Wie finden Sie mein Französisch?“ Geborener Franzose: „Wunderbar — in meinem ganzen Leben habe ich noch nie etwas Rechnliches gehört.“

Der Telegraph und die Spinne. Der in Shanghai erscheinende Ostasiatische Lloyd schreibt: Es ist bekannt, wie in der Natur oft scheinbar äußerlich geringe Ursachen ganz ansehnliche und einflußreiche Wirkungen hervorbringen. Wer sollte jemals daran gedacht haben, daß die kleine Spinne im Stände wäre,